

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 165. Bromberg, den 23. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(3. Fortsetzung.)

Die junge Frau Treibel sah sehr gut aus, blond, klar, ruhig. Beide Nachbarn machten ihr den Hof, Marcell freilich nur mit erkünsteltem Eifer, weil er eigentlich Corinna beobachtete, die sich aus dem einen oder andern Grunde die Eroberung des jungen Engländers vorgesetzt zu haben schien. Bei diesem Vorgehen voll Koketterie sprach sie übrigens so lebhaft, so laut, als ob ihr daran läge, daß jedes Wort auch von ihrer Umgebung und ganz besonders von ihrem Vetter Marcell gehört werde.

„Sie führen einen so schönen Namen," wandte sie sich an Mr. Nelson, „so schön und berühmt, daß ich wohl fragen möchte, ob Ihnen nie das Verlangen gekommen ist . . .?"

„O yes, yes . . ."

„. . . Sich der Ferambuk- und Campecheholzbranche, darin Sie, soviel ich weiß, auch tätig sind, für immer zu entschlagen? Ich fühle deutlich, daß ich, wenn ich Nelson hieße, keine ruhige Stunde mehr haben würde, bis ich meine Battle at the Nile ebenfalls geschlagen hätte. Sie kennen natürlich die Einzelheiten der Schlacht . . ."

„O, to be sure."

„Nun, da wär' ich denn endlich — denn hierlandes weiß niemand etwas Rechtes davon — an der richtigen Quelle. Sagen Sie, Mr. Nelson, wie war das eigentlich mit der Idee, der Anordnung zur Schlacht? Ich habe die Beschreibung vor einiger Zeit im Walter Scott gelesen und war seitdem immer im Zweifel darüber, was eigentlich den Ausschlag gegeben habe, ob mehr eine geniale Disposition oder ein heroischer Mut . . ."

„I should rather think, a herocial courage . . . British oaks and british hearts . . ."

„Ich freue mich, diese Frage durch Sie beglichen zu sehen und in einer Weise, die meinen Sympathien entspricht. Denn ich bin für das Heroische, weil es so selten ist. Aber ich möchte doch auch annehmen, daß das geniale Kommando . . ."

„Certainly, Miss Corinna. No doubt . . . England expects that every man will do his duty . . ."

„Ja, das waren seine herrlichen Worte, von denen ich übrigens bis heute geglaubt hatte, daß sie bei Trafalgar gesprochen seien. Aber warum nicht auch bei Abukir? Etwas Gutes kann immer zweimal gesagt werden. Und dann . . . eigentlich ist eine Schlacht wie die andere, besonders Seeschlachten — ein Knall, eine Feuersäule, und alles geht in die Luft. Es muß übrigens großartig sein und entzückend für alle die, die zusehen können; ein wundervoller Anblick."

„O splendid"...

„Ja, Leopold", fuhr Corinna fort, indem sie sich plötzlich an ihren andern Tischnachbar wandte, „da sitzen Sie nun und lächeln. Und warum lächeln Sie? Weil Sie hinter diesem Lächeln Ihre Verlegenheit verbergen wollen. Sie haben eben nicht jene „herocial courage", zu der sich dear Mr. Nelson so bedingungslos bekannt hat. Ganz im Gegenteil. Sie haben sich aus Ihres Vaters Fabrik, die noch in gewissem Sinne, wenn auch freilich nur geschäftlich, die Blut- und Eisentheorie vertritt — ja es klang mir vorhin fast, als ob Ihr Papa der Frau Majorin von Ziegenhals etwas von diesen Dingen erzählt hätte — Sie haben sich, sag' ich, aus dem Blutlaugenhof, in dem Sie verbleiben mußten, in den Holzhof Ihres Bruders Otto zurückgezogen. Das war nicht gut, auch wenn es Fernambukholz ist. Da sehen Sie meinen Vetter Marcell drüben, der schwört jeden Tag, wenn er mit seinen Hanteln umherfischt, daß es auf das Reck und das Turnen ankomme, was ihm ein für allemal die Heldenschaft bedeutet, und daß Vater Jahn doch schließlich noch über Nelson geht."

Marcell drohte halb ernst-, halb scherzhaft mit dem Finger zu Corinna hinüber und sagte: „Kusine, vergiß nicht, daß der Repräsentant einer andern Nation dir zur Seite sitzt, und daß du die Pflicht hast, einigermaßen für deutsche Weiblichkeit einzutreten."

„O, no, no," sagte Nelson. „Nichts Weiblichkeit; always quick and clever . . . das is was wir lieben an deutsche Frauen. Nichts Weiblichkeit. Fräulein Corinna is quite in the right way."

„Da hast du's, Marcell. Mr. Nelson, für den du so sorglich eintrittst, damit er nicht falsche Bilder mit in sein meerumgürtetes Albion hinübernimmt, Mr. Nelson läßt dich im Stich, und Frau Treibel, denk ich, läßt dich auch im Stich und Herr Enghaus auch und mein Freund Leopold auch. Und so bin ich gutes Muts, und bleibt nur noch Fräulein Honig . . ."

Diese verneigte sich und sagte: „Ich bin gewohnt, mit der Majorität zu gehen," und ihre Verbittertheit lag in diesem Tone der Zustimmung.

„Ich will mir meines Vetters Mahnung aber doch gesagt sein lassen," fuhr Corinna fort. „Ich bin etwas übermütig, Mr. Nelson, und außerdem aus einer plauderhaften Familie . . ."

„Just what I like, Miß Corinna. „Plauderhafte Leute, gute Leute," so sagen wir in England."

„Und das sag' ich auch, Mr. Nelson. Können Sie sich einen immer plaudernden Verbrecher denken?"

„Oh, no; certainly not . . ."

„Und zum Zeichen, daß ich, trotz ewigen Schwatzens, doch eine weibliche Natur und eine richtige Deutsche bin, soll Mr. Nelson von mir hören, daß ich auch noch nebenher kochen, nähen und plätten kann, und daß ich im Lette-Verein die Kunststopferei gelernt habe. Ja, Mr. Nelson, so steht es mit mir. Ich bin ganz deutsch und ganz weiblich, und bleibt eigentlich nur noch die Frage: kennen Sie den Lette-Verein und kennen Sie die Kunststopferei?"

„No, Fräulein Corinna, neither the one nor the other."

„Nun, sehen Sie, dear Mr. Nelson, der Lette-Verein ist ein Verein oder ein Institut oder eine Schule für weibliche Handarbeit. Ich glaube sogar nach englischem Muster, was noch ein besonderer Vorzug wäre."

„Not at all; German schools are always to be prefered,„

„Wer weiß, ich möchte das nicht so schroff hinstellen. Aber lassen wir das, um uns mit dem weit Wichtigeren zu beschäftigen mit der Kunststopfereifrage. Das ist wirklich was. Bitte, wollen Sie zunächst das Wort nachsprechen..."

Mr. Nelson lächelte gutmütig vor sich hin.

„Nun, ich sehe, daß es Ihnen Schwierigkeiten macht. Aber diese Schwierigkeiten sind nichts gegen die der Kunststopferei selbst. Sehen Sie, hier ist mein Freund Leopold Treibel und trägt, wie Sie sehen, einen untadeligen Rock mit einer doppelten Knopfreihe, und auch wirklich zugeknöpft, ganz wie es sich für einen Gentleman und einen Berliner Kommerzienratssohn geziemt. Und ich taxiere den Rock auf wenigstens hundert Mark.“

„Überschätzung.“

„Wer weiß. Du vergißt, Marcell, daß es verschiedene Skalen auf diesem Gebiete gibt, eine für Oberlehrer und eine für Kommerzienräte. Doch lassen wir die Preisfrage. Jedenfalls ein feiner Rock, prima. Und nun, wenn wir aufstehen, Mr. Nelson, und die Zigarren herumgereicht werden — ich denke, Sie rauchen doch — werde ich Sie um Ihre Zigarre bitten und meinem Freunde Leopold Treibel ein Loch in den Rock brennen, hier gerade, wo sein Herz sitzt, und dann werd' ich den Rock in einer Droschke mit nach Hause nehmen, und morgen um dieselbe Zeit wollen wir uns hier im Garten wieder versammeln und um das Bassin herum Stühle stellen, wie bei einer Aufführung. Und der Kakadu kann auch dabei sein. Und dann werd' ich auftreten wie eine Künstlerin, die ich in der Tat auch bin, und werde den Rock herumgehen lassen, und wenn Sie, dear Mr. Nelson, dann noch imstande sind, die Stelle zu finden, wo das Loch war, so will ich Ihnen einen Kuß geben und Ihnen als Sklavin nach Liverpool hin folgen. Aber es wird nicht dazu kommen. Soll ich sagen leider? Ich habe zwei Medaillen als Kunststopferin gewonnen, und Sie werden die Stelle sicherlich n i c h t finden . . .“

„O, ich werde finden, no doubt, I will find it,“ entgegnete Mr. Nelson leuchtenden Auges, und weil er seiner immer wachsenden Bewunderung, passend oder nicht, einen Ausdruck geben wollte, schloß er mit einem in kurzen Ausrufungen gehaltenen Hymnus auf die Berlinerinnen und der sich daran anschließenden und mehrfach wiederholten Versicherung, daß sie decidedly clever seien.

Leopold und der Referendar vereinigten sich mit ihm in diesem Lob, und selbst Fräulein Honig lächelte, weil sie sich als Landsmännin mit geschmeichelt fühlen mochte. Nur im Auge der jungen Frau Treibel sprach sich eine leise Verstimmung darüber aus, eine Berlinerin und kleine Professorstochter in dieser Weise gefeiert zu sehen. Auch Vetter Marcell, so sehr er zustimmte, war nicht recht zufrieden, weil er davon ausging, daß seine Cousine ein solches Hasten und Sich-in-Szene-Setzen nicht nötig habe; sie war ihm zu schade für die Rolle, die sie spielte. Corinna ihrerseits sah auch ganz deutlich, was in ihm vorging, und würde sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihn zu necken, wenn nicht in eben diesem Momente — das Eis wurde schon herumgereicht — der Kommerzienrat an das Glas geklopft und sich, um einen Toast auszubringen, von seinem Platz erhoben hätte: „Meine Herren und Damen, Ladies and Gentlemen . . .“

„Ah, d a s gilt Ihnen“, flüsterte Corinna Mr. Nelson zu.

„. . . Ich bin“, fuhr Treibel fort, „an dem Hammelrücken vorübergegangen und habe diese verhältnismäßig späte Stunde für einen meinerseits auszubringenden Toast herankommen lassen — eine Neuerung, die mich in diesem Augenblicke freilich vor die Frage stellt, ob der Schmelzezustand eines rot und weißen Panachés nicht noch etwas Vermeidenswerteres ist als der Hammelrücken im Zustande der Erstarrung . . .“

„Oh, wonderfully good . . .“

„. . . Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls gibt es zurzeit nur e i n Mittel, ein vielleicht schon angerichtetes Übel auf ein Mindestmaß herabzudrücken: Kürze. Genehmigen Sie denn, meine Herrschaften, in Ihrer Gesamtheit meinen Dank für Ihr Erscheinen, und gestatten Sie mir des ferneren und im besonderen Hinblick auf zwei liebe Gäste, die hier zu sehen ich heute zum ersten Male die Ehre habe, meinen Toast in die britischerseits nahezu geheiligte Formel kleiden zu dürfen: „on our army and navy“, auf Heer und Flotte also, die wir das Glück haben, hier an dieser Tafel, e i n e r s e i t s (er verbeugte sich gegen Vogelsang) durch Beruf und Lebensstellung, a n d e r e r s e i t s (Verbeugung gegen Nelson) durch einen weltberühmten Heldennamen vertreten zu sehen. Noch einmal also: „our army and navy!“ Es lebe Leutnant Vogelsang, es lebe Mr. Nelson!“

(Fortsetzung folgt.)

Pflanzen und Tiere als Wetterkünder.

Im Volksglauben gab es von jeher Pflanzen und Tiere, die als Wetterkünder angesehen wurden. Genauere Beobachtungen haben ergeben, daß der Volksglaube manche Tiere und Pflanzen zu Unrecht als Verkünder eines Witterungsumschlages ansah; bei vielen anderen Pflanzen und Tieren, auch bei solchen, die der alte Volksglaube nicht mit einbezog, hat sich jedoch herausgestellt, daß sie als Wetterkünder, hauptsächlich als Ankünder von Regen, angesehen werden müssen. Bei manchen Pflanzen und Tieren tritt die Ankündigung einer Wetteränderung sogar ziemlich deutlich hervor. Der Erdstern oder Hüllenstreuling, ein bis zu vier Zentimeter großer Pilz aus der Familie der Bauch- oder Balgpilze, legt sich bei Regen sternartig auseinander, wogegen er sich bei Eintritt einer trockenen Periode wieder zusammenschließt. Anders zeigt sich der Eberwurz, der auf Bergen wächst. Ist Trockenheit zu erwarten, so breitet der Eberwurz die silbern schimmernden Hüllschuppen seiner Blüte aus; die Hüllschuppen gehen aber sofort wieder enger zusammen, wenn die Luft größere Feuchtigkeit aufgenommen hat, und schließen sich bei Regen ganz. In einigen Gegenden Mittel- und Westdeutschlands wächst eine kleine Pflanze, die von der Landbevölkerung das „Hungerpöttken“ genannt wird. Bringt diese Pflanze keine Kerne hervor, so ist ein ganz trockenes Jahr zu erwarten und auch nach dem Volksglauben kommt eine sehr schlechte Ernte.

Ein ganz eigenartiger Wetterbaum ist in einigen Gegenden Südafrikas heimisch. Wenn noch kein anderer Wetterkünder Regen anmeldet, so tut es dieser Baum mit großer Sicherheit. Einige Tage vor Eintritt einer Regenperiode schwitzen Stamm und stärkere Äste eine harzähnliche Flüssigkeit aus, die anzeigt, daß man sich in einigen Tagen auf Regen einzurichten hat. Noch viele andere Pflanzen zeigen eine Veränderung der Witterung an, so Storchschnabel, Gerste, Hafer, Klee, Dotterblume, das Drehmoos, das deshalb auch Wettermoos genannt wird, das gelbe Labkraut oder gelbe Waldstroh. Jedes dieser und noch anderer Gewächse zeigen vor dem Eintritt von Regen an den Blättern, Stengeln, Blüten oder Grannen Veränderungen, die von dem Feuchtigkeitsgrad der Luft abhängen, weil durch die Feuchtigkeit der Luft der Druck des Saftes in den Pflanzen beeinflußt wird. Stellt die Vogelmiere oder das Vogelkraut in den Vormittagsstunden ihre kleinen weißen Blütensterne in die Höhe, so ist auch noch für den kommenden Tag mit trockenem Wetter zu rechnen; die gleiche Beobachtung läßt sich beim Buschwindröschen machen. Nicht mit Unrecht heißt die Ringelblume auch noch Regenringelblume. Öffnet diese Pflanze am Morgen ihre Blüten nicht, so ist im Laufe des kommenden Tages sicher Regen zu erwarten. Manche Pflanzen geben wieder in anderer Weise Aufschlüsse über das kommende Wetter. Der Klee richtet vor dem Regen seine Stengel empor, die Sumpfdotterblume zieht ihre Blätter zusammen, die Roßkastanie senkt die Blätter, manche Birken lassen vor dem Regen einen starken Duft verspüren.

Auch Tiere sind Wetterkünder. Bekannt als solche sind vor allem die Laubfrösche, aber auch die Kröten und die Schnecken. Veränderungen des Wetters zeigen auch die Spinnen an. Hat sich in der Luft schon mehr Feuchtigkeit angesammelt, so suchen sich die Spinnen Verstecke. Auch ist beobachtet worden, daß die Spinnen vor Eintritt von Regen kürzere Fäden spinnen als bei trockener Luft. Besonders gute Wetterkünder sind einige Ameisenarten in den Tropen. An dem Gebaren der Ameisen erkennen die Eingeborenen einen Witterungsumschlag so deutlich, daß sie diesen oft genau nach der Zeit voraussagen können. Zeigen sich die Blutegel an der Oberfläche, so kommt Regenwetter, oder dieses hält noch weiter an; lassen sich diese Tiere nicht sehen, so ist noch weiter auf schönes Wetter zu rechnen. Auch die Fische, Flußfische wie Meerfische, sind Wetterkünder, und die Fischer und Angler wissen dies auch zu nutzen. Zu keiner Zeit gehen die Flußfische leichter an den Köder des Anglers, als in der Sommerschwüle, wenn ein schweres Gewitter aufsteigt, so daß man annehmen muß, die Schwüle in der Luft wirkt auf den Körper der Fische ein. Kommen die Flußfische bei einem aufsteigenden Ge-

witter in die Höhe, so gehen manche Fische des Meeres vor Ausbruch eines Gewitters oder bei Eintritt einer Regenperiode in die Tiefe.

Die besten Witterungskünder unter den Tieren sind aber doch wohl die Vögel. Man könnte jede Wette eingehen, daß sehr bald Regen zu erwarten ist, wenn der Fink jenes eigenartige Rufen hören läßt, das der Landmann mit „Krilzen" bezeichnet. Regen ist zu erwarten, wenn sich die Hühner im Sommer in die Erde einwühlen, oder wenn sich die Enten immer wieder tauchend in das Wasser stürzen. Der Regenpfeifer hat seinen Namen erhalten, weil er stets vor dem Regen laut und anhaltend ruft; Tauben sind bei heiterem Wetter gewöhnlich sehr beweglich, sie werden jedoch viel ruhiger und langsamer, wenn Niederschläge zu erwarten sind. Solange das schöne Wetter anhält, bleibt der Pfau meistens auf der Erde, verspürt er jedoch, daß Regen kommt, so steigt er auf Mauern oder andere Erhöhungen, gleichsam, um nach dem Regen Ausschau zu halten. So ließe sich noch manches anführen, zum Beweise dafür, daß Vögel einen Umschlag der Witterung vorher merken.

Doppelgänger-Anekdoten.

Kaiser Franz Josef geht spazieren. — Ein Ebenbild wird ermordet. — Das Glück des Bankbeamten. — Ein Detektiv spielt Einbrecher. — Der unrechtmäßige Gatte

Von Leo Barth.

Die Natur liebt es mitunter, ganz eigenartige Späße zu treiben. Zwei oder auch mehrere Menschen zu schaffen, die sich nicht kennen, die voneinander nichts wissen und die einander dennoch so gleich sind wie ein Ei dem anderen. Geraten dann durch irgend einen Zufall solche Doppelgänger aufeinander, so entstehen Irrungen, Wirrungen und Verwirrungen, die oft tragisch, zumeist aber possenhaft enden. Sie bedeuten für den glücklich-unglücklichen Doppelgänger, je nach dem, ob sein alter ego auf der Höhe des Lebens oder in dessen Tiefen wandelt, viele Annehmlichkeiten oder ebensoviel Unannehmlichkeiten.

Kaiser Franz Josef hatte z. B. sowohl in Wien als auch in Budapest einen Doppelgänger. Für seinen Wiener Doppelgänger, einen biederen Tapezierermeister, war diese Ähnlichkeit verhängnisvoll. Der Tapezierermeister ging mit besonderer Vorliebe auf der Käntnerstraße spazieren. Die Menschen, die ihm begegneten, glaubten den Herrscher vor sich zu sehen, huldigten ihm in jeder Form und grüßten ihn ehrfurchtsvoll. Franz Josefs Ebenbild gefiel zuerst diese Huldigung. Nach einigen Jahren, noch vor dem Kriege, bildete er sich aber ein, daß er tatsächlich der Kaiser sei, verlangte von einem jeden, selbst von seinen Kunden, daß man ihn Majestät nenne und schließlich mußte er als unheilbarer Kranker nach Steinhof überführt werden.

Viel besser erging es dem Budapester Doppelgänger von Franz Josef. Dieser war Dienstmann, stand vor dem Balaton-Caféhaus auf der Rakoczystraße und machte ausgezeichnete Geschäfte. Im Vorkriegs-Budapest nämlich, wo die Dienstmänner für gewöhnlich den Postillon d'Amour spielten, war es große Mode und galt als etwas sehr Apartes, die verschiedenen Briefchen mit dem würdevollen Onkel Lakatos, mit Franz Josefs Ebenbild, befördern zu lassen.

Doppelgängern kann es aber auch schlecht ergehen. Manchmal geschieht es, daß sie für den Richtigen ganz einfach ermordet werden. Kaiser, Könige und auch andere Herrscher, die sich vor Attentaten fürchten, pflegen Doppelgänger zu engagieren, die sich dann statt ihrer der Gefahr aussetzen müssen, erschossen, erdolcht oder in die Luft gesprengt zu werden. Kapodistrias, der Präsident von Griechenland, hatte als erster die Idee gehabt, solch ein Ebenbild in seine Dienste zu nehmen, und dieses Ebenbild teuer zu bezahlen. Im Jahre 1827, als er Präsident wurde, meldeten ihm seine Getreuen, daß in der Nähe Athens ein Bauer wohne, der ihm täuschend ähnlich sehe. Der Präsident ließ den Doppelgänger zu sich kommen und drei Monate später erlag dieser einem Attentat. Der Mörder war der Meinung, daß er den Präsidenten ermordet habe. Einem zweiten Doppelgänger erging es ebenso. Mit diesen zwei waren die Doppelgänger des Präsidenten ausgestorben und so geschah es, daß am 9. Oktober 1831 Kapodistrias, diesmal in eigener Person, in Nauplia ermordet wurde. In neuerer Zeit soll, so wird wenigstens behauptet, der spanische König Alfons XIII. einige solche Doppelgänger in seinem Dienste haben.

Das Doppelgängertum kann aber auch Reichtum und Glück bedeuten. In Budapest lebte im vorigen Jahre Tibor von Mindszenthy, ein armer, kleiner Bankbeamter. Er war ein ausgesprochen schöner Mann, sehnte sich in die große Welt hinaus und war todunglücklich, daß er sein ganzes Leben als schlechtbezahlter Beamter würde verbringen müssen. Da geschah es. Eines Tages ging Mindszenthy spazieren und begegnete Sari Fedak, einer der bekanntesten ungarischen Operettendiven. Als Sari Fedak den Bankbeamten erblickte, schrie sie laut auf: „Das ist ja Valentino" und zwei Monate später reiste sie mit dem auferstandenen Valentino alias Mindszenthy nach Hollywood, wo dieser mit offenen Armen empfangen wurde. Es stellte sich zwar heraus, daß der Bankbeamte alles andere als talentiert ist, aber trotzdem schloß er einen ausgezeichneten Kontrakt ab, da er das Glück hatte, Valentinos Doppelgänger zu sein.

Doppelgänger stehen oft im Dienste der Polizei. Vor zwanzig Jahren hatte in London eine gefährliche Einbrecherbande ihr Unwesen getrieben. Die Polizei konnte keines der Einbrecher habhaft werden. Der Banditenhäuptling hatte einen solch ausgezeichneten Spionagedienst, daß, trotzdem die Photographie des Banditen bei den Behörden vorlag, der Gesuchte unauffindbar war. Eines Tages entdeckte einer der Detektive von Scottland Yard einen Handwerker namens John Glockspeare, der dem Unauffindbaren täuschend ähnlich sah. Nun wurde dieser Doppelgänger mit einer sehr hohen Bezahlung als Detektiv verpflichtet. Johns einzige Aufgabe war es, in den Verbrecherkneipen zu verkehren und als der vermeintliche Verbrecherchef zu versuchen, die Bande und ihren Führer ausfindig und dingfest zu machen. Ehe ein halbes Jahr um war, gelang ihm auch seine Aufgabe. Acht Einbrecher wanderten ins Untersuchungsgefängnis. Der Doppelgänger des Doppelgängers blieb jedoch noch immer verschwunden. Das Ziel wurde aber dennoch erreicht, denn seither hörte man von diesem sichtbar-unsichtbaren Verbrecher nichts mehr.

Doppelgänger pflegen auch als Heiratsschwindler aufzutreten. Vor zwei Jahren spielte sich in Rumänien eine solche tragisch-groteske Heirats-Doppelgängergeschichte ab. Ein Bukarester Fabrikdirektor, seine bildhübsche junge Frau, die, trotzdem sie ihm angetraut, vor dem Gesetze doch nicht seine Gattin war, ihr Vater, ein Doppelgänger des Direktors, sein Vetter — das waren die Personen, um die sich dieser wahre Kinoroman des wirklichen Lebens drehte. Am Lido fing es an. Dort lernte das 18-jährige Mädchen den Direktor kennen. Aus der Bekanntschaft wurde bald Liebe und zwei Monate später wurde geheiratet. Der neugebackene Gatte bekam eine beträchtliche Mitgift ausgezahlt und das junge Paar ging auf die Hochzeitsreise.

Sie kamen in Bukarest an. Am Bahnhof verabschiedete sich der Ehemann von seiner Gattin und erklärte dieser, daß er für einen Augenblick in die Fabrik gehen müsse, sie solle nur ruhig auf ihn warten. Stunde um Stunde verging, doch der Herr Direktor kam nicht zurück. Die junge Frau war verzweifelt, sie konnte sich das ganze nicht erklären. Endlich fuhr sie in die Fabrik hinaus, um ihren Gatten zu suchen. Sie fand ihn auch, gemächlich eine Zigarre rauchend im Direktionszimmer. Sie fiel ihm mit einem Freudenschrei um den Hals und . . . . . der Direktor sah verwundert die schöne Frau an und sprach gelassen: Ich soll ihr Gatte sein? Ja wie kommen Sie denn auf diesen tollen Einfall?" Erbittert stürzte die junge Frau aus dem Zimmer, irrte einige Stunden auf der Straße herum und beging dann Selbstmord. Schwer verwundet wurde sie ins Spital überführt. Am nächsten Tage erschien dann ihr Vater, ging zu seinem vermeintlichen Schwiegersohn und verlanote Aufkläruig. Nun begann sich die ganze absonderliche Geschichte zu entwirren. Es stellte sich heraus, daß der

Vetter des Direktors, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht, ja sein wahrer Doppelgänger ist, im Namen des Direktors geheiratet hatte und dann mit der erhaltenen Mitgift durchgegangen war.

Das Fliegenpapier.

Eine klebrige Geschichte von **Ludwig Waldau.**

Triumphierend, ein Gott der Rache, so verließ Adolar Quentchen den Laden des Drogisten; in der Hand die Rolle mit dem Fliegenpapier. So. nun ging's den Quälgeistern an das ruchlose Leben! Jetzt endlich würde er sein Mittagsschläfchen in Ruhe und Frieden absolvieren können!

Als Adolar Quentchen seine Wohnung betrat, war er allein. Schön, auch gut. Dann gab's für sein Eheweib eine Überraschung. Staunen würde sie, wenn sie auf der Kommode, auf dem Vertiko den Fliegentod „Hatihmschon" vorfand! Und Adolar machte sich ans Werk.

Er wickelte den Bogen Fliegenpapier aus seiner Umhüllung; dann — ja, wie hatte gleich der Drogist gesagt? Ach so, richtig: „Das Fliegenpapier besteht aus zwei Bogen, die mit ihren klebrigen Flächen aufeinandergelegt sind. Man braucht nur an einer Ecke die Spitzen der zwei Blätter zu fassen und dann beide Bogen langsam auseinanderzuziehen." — Gut.

Adolar Quentchen tat feierlich, wie ihm geheißen: er faßte mit spitzen Fingern die Ecke des Doppelbogens und versuchte die Teilung. Es ging schwer, denn „Hatihmschon" klebte wie Gift. Aber Quentchen ließ nicht locker, und nach und nach trennten sich die beiden aneinanderklebenden Flächen. Behutsam zog und zog Quentchen und siehe da, endlich hatte er doch in jeder Hand ein Fliegenpapier. Das heißt: Zeigefinger und Daumen seiner Hände hielten je einen Bogen. — So, nun einen auf die Kommode, einen aufs Vertiko.

Das war nun allerdings leichter gedacht als getan. Denn als Quentchen das Papier hinlegte, stellte es sich heraus, daß es fest am Daumen klebte. Er hob das Papier immer wieder mit hoch, wenn er seine Hand davon entfernen wollte. Und die andere Hand war besetzt; auch an ihrem Daumen klebte dauerhaft das „Hatihmschon". Ratlos stand Adolar Quentchen da. Es wurde ihm langsam heiß! Was nun? — Ehe seine Frau kam, mußte das Papier liegen!

Wieder begann er geduldig, den einen Bogen auf die Kommode zu legen; wieder ging das Papier vom Daumen nicht ab und der Daumen nicht vom Papier! Resigniert, ermattet ließ Quentchen die Flügel hängen. Doch das hätte er nicht tun sollen; denn an seinen mutlos herabhängenden Armen hing hüben und drüben je ein Bogen Fliegenpapier „Hatihmschon", Qualität non plus ultra. Und als er nach minutenlangem, dumpfem Brüten die Hände wieder heben wollte, konnte er nicht: Fest klebte das Fliegenpapier an seinen Hosenbeinen, hüben und drüben! — „Hatihmschon!" grinste die Reklameschrift auf der trockenen Papierseite!

So traf Frau Emmi Quentchen ihren Adolar an, als sie, vom Einholen zurück, ins Zimmer trat. Erst stutzte sie betroffen, als sie ihren Gatten starr und steif und blaß bis auf den goldenen Wackelkneifer stumm so stehen sah. Aber dann merkte sie, was los war und nun packte sie ein Lachen, das wie eine Lawine wuchs und den armen Adolar fast begrub: „Hohahihihihihahuhahohihihihiiiiii . . .!"

Da erfaßte den zusammengepappten Adolar ein maßloser Zorn. Eins, zwei, drei — ruppte er mit roher Gewalt die klebrigen Bogen von den Hosenbeinen, knüllte sie zusammen, so gut es ging, und wollte sie so seiner kichernden Ehehälfte in das feixende Gesicht schleudern. Aber „Hatihmschon" hatte ihn, und wie! Wie festgenäht haftete das Zeug an seinen Händen und sein Weib drohte darob fast zu ersticken vor Gelächter. Um Adolar begann sich vor Wut alles zu drehen!

Da stand auf einmal, wie aus der Erde gewachsen, seine Schwiegermutter in der Tür! Niemand hatte sie kommen hören. „Was is'n hier los?!?" schrillte ihre verhaßte, spitze Dolchstimme. Adolar stutzte; aber dann entquoll ein Schrei der Erlösung seinem Chemisette, schmetternd wie eine Fanfare. Ein Sprung und „Klatsch!" pappte er der Dame an der Tür die zerknautschten Fliegenpapiere ans Gesicht! —

Über die Folgen dieser klebrigen Geschichte herrscht mystischstes Dunkel. Nur eins steht fest: Adolar Quentchen empfiehlt allen guten Freunden, getreuen Nachbarn und dergleichen seit der Zeit angelegentlichst das Fliegenpapier Marke „Hatihmschon". Er hätte damit große Erfolge erzielt!



Bunte Chronik



Das lange Leben des zum Tode Verurteilten.

John Coversen hat in Cincinatti einen Schutzmann ermordet. Er leugnet bis zum letzten Augenblick, doch der Schutzman erkannte ihn noch auf dem Totenbett. Er wurde zum Tode verurteilt. John Coversen erkrankte schwer und wurde ins Gefängnislazarett überführt. Ärzte und Pflegerinnen taten ihr Möglichstes, um ihn zu retten. Als er genesen war untersuchte ihn der Oberarzt Dr. O. Bryan und erstattete über ihn folgende Meldung: „Der junge John Coversen ist vollkommen gesund und kann ein Alter von 100 Jahen erreichen". Der Oberstaatsanwalt leitete diese beruhigende Meldung an den Direktor des Sing-Sing in Columbus weiter. Tags darauf wurde John Coversen hingerichtet.

* **Ein Mord, der kein Mord war.** Ein eigenartiges Verbrechen hat sich unlängst in Schanghai abgespielt. Huanglitsaye, ein Rikscha-Kuli, hatte vor wenigen Wochen ein sehr hübsches Mädchen heimgeführt. Beide waren arm, aber er war ein ordentlicher, fleißiger und sparsamer Mann, und sie lebten daher sehr glücklich. Er war daher auf das Tiefste betroffen, als er bereits drei Wochen nach seiner Hochzeit seine Frau in Gesellschaft eines anderen Chinesen erblickte, der sich schon früher um sie bemüht hatte. Neben der Wut über die Treulosigkeit seines Weibes brannte in ihm auch die Scham, daß seine Frau ihn auf diese Weise dem Gespött ausgesetzt hatte. Als sein Tagewerk beendet war, begab sich Huang nach seiner Behausung, um von der Treulosen Rechenschaft zu fordern, Er fand seine Frau auf dem Bette liegend vor. Er machte ihr Vorwürfe, sie aber gab ihm keine Antwort. Durch dieses Schweigen in Wut versetzt, riß Huang ein Messer aus der Tasche und stieß es seiner Frau bis ans Heft in die Brust. In diesem Augenblick kamen Nachbarn dazu, die den Rasenden überwältigten und ihn über den Grund des Schweigens aufklärten. Seine Frau war am Nachmittag ganz plötzlich einem Herzschlag erlegen, und die Nachbarn hatten sie auf das Bett gehoben. Huang wurde durch die Polizei verhaftet. In Schanghai aber ist man auf das Urteil der Richter in diesem gewiß nicht alltäglichen Falle sehr gespannt.

* **Columbinum, ein wenig bekanntes Metall.** Von den sogenannten seltenen Metallen wird das Columbium noch so gut wie gar nicht industriell verwertet, obwohl das mit ihm in der Natur fast stets zusammen auftretende und ihm sehr ähnliche Tantalum eine wichtige Rolle bei der Herstellung chirurgischer Instrumente, von Federn, Schmelztiegeln, Elektroden und ähnlichem spielt. Tantalum geht leicht Verbindungen ein mit anderen Metallen wie Eisen, Aluminium, Molybdän, Titanium und gibt dann sehr harte Legierungen von hohem Schmelzpunkt. Columbium war bislang nur schwer rein zu gewinnen. In den Vereinigten Staaten hat man nun zusammen zur Trennung von Tantalum und Columbium ein völlig neues Verfahren angewandt, das wesentlich schneller und billiger arbeitet und jede der bisher bekannten Methoden. Sollte es sich auch bei größeren Mengen in der Praxis bewähren, so würde nicht nur die Gewinnung von Tantalum bedeutend verbilligt, sondern auch das Interesse für das bisher vernachlässigte Columbium gehoben werden.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.